



Versöhnte Verschiedenheit – oder was??

Predigt zu Johannes 17,20-26 am 12.5.2013

„Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns eins sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast“.....diese Bitte und Hoffnung Jesu in dem Augenblick, da er am Gründonnerstag-Abend wissentlich seine Jünger, seine Freunde zurücklassen muss, kontrastiert mit Aussagen vom gerade zu Ende gegangenen Evangelischen Kirchentag in Hamburg.

Fünf Tage lang versammelten sich mehr als 120.000 Bürger und Christen beim Evangelischen Kirchentag in Hamburg. Fast sechzig Prozent der Besucher waren Frauen, knapp zwei Drittel jünger als fünfzig, also aus jener dynamischen Altersschicht, die im Kirchenleben weitgehend fehlt.

Der Intendant des dortigen Thalia-Theaters, Joachim Lux, bekannte: Wir brauchen im Drama des Lebens stets ein Du. In einer bewegenden Bibelauslegung über den gottlosen Richter und die Witwe, die ihr Recht einfordert und Tag und Nacht nach Gott schreit (Lukasevangelium, Kapitel 18) erklärte Lux: Religion zeige sich hier gerade nicht nur als „angewandte Gesellschaftswissenschaft“. Sie komme durch andere Zustände, durch Gefühle, auf dichteste Weise durch den Schrei, nicht zuletzt den Schrei der Gebete. Dieser begleite die Menschheit durch die Jahrtausende: „wie wir unsere Existenz sinnhaft unterlegen können“ inmitten von so viel Nicht-Sinnhaftigkeit. Tatsächlich bräuchten wir mehr als ein wenig Sozialmanagement: „Wir brauchen Ehrfurcht vor Gott.“ Das Gottvertrauen sei dann sogar eine Art „Umwegetechnologie zum Glauben an sich selbst“.

Letzten Endes lebt der religiöse Mensch von der Hoffnung, dass Gott doch irgendwie eingreift, eingreifen kann. Das mag auf den ersten Blick wie ein Kinderglaube erscheinen. Dennoch plädierte Lux dafür, an dieser Unsicherheit und Unschärfe festzuhalten, an einem göttlich verankerten Urvertrauen, ohne genau zu wissen, woher. Dann aber sei es möglich, durch den Kinderglauben hindurchzugehen, um sich dem „tiefen Rest des Nicht-Erklärbaren“ auszusetzen. Selbst das Schlimme könnten wir ertragen, wenn wir die Hoffnung nicht beerdigen, „dass mit dem Tod doch nicht alles aus ist“.

„Wallfahrer“ der Liturgie

Das Christentum lebt von Leidenschaft - von Leiden und von dem, was über das Leiden hinauswächst. Für Thomas Erne, den Direktor des Marburger Instituts für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart, ist „Religion ohne Humor, ohne Esprit, ohne Unterhaltung ... letzten Endes nichts wert“. Eine solche Art von Religion bewege niemanden, dafür

interessiere sich niemand. Wir brauchten eine Wiederentdeckung der „Sprengkraft der Gefühle im Horizont des Unendlichen“.

Diese Sinnlichkeit haben die evangelischen Kirchentage längst gefunden. Die Kirche des Wortes mutiert während dieser heiligen fünf Tage zu einer experimentierfreudigen Kirche der Liturgie. Feiern, Beten, Singen war auch diesmal für die „Wallfahrer“ des „Protestantismus“ (mit knapp einem Zehntel Katholiken) kein Nebenpunkt im offiziellen 2500-Punkte-„Programm“. Es war das Pilgerziel am Morgen, am Mittag, am Abend, in der Nacht. Bibelarbeiten, Tagzeitengebete, Andachten, Meditationen, Feierabendmahle, Konzerte bildeten den Schwerpunkt nicht nur auf den Bühnen der Kirche, sondern auch auf den öffentlichen Bühnen der Stadt. In Hamburg wurden nicht nur seelsorgliche Gespräche geführt, es wurde auch gebeichtet, das - schwindende - „Alleinstellungsmerkmal“ der Katholiken evangelisch mit Leben erfüllt, so wie sich etliche Evangelische beim Segen bekreuzigen.

Irgendwie von Gott „angemacht“

Der Freiburger Soziologe Michael N. Ebertz vermutet, dass die ökumenische Frage im Kern nicht mehr eine theologische, sondern „eine Macht- und Herrschaftsfrage“ sei. Bei weltweit mindestens 40.000 Kirchen und kirchlichen Gruppierungen liege die Zukunft der Ökumene realistischerweise ohnehin nicht in einer Art „Fusion der Konfessionen, sondern in einer Vernetzung“. Die Vorstellung einer sichtbaren Einheit scheint im Konsens des Dissenses definitiv überholt zu sein. Das entspräche dem, was man auch sonst aus der Religionsgeschichte kennt: Niemals und nirgendwo ist wieder zusammengewachsen, was sich einmal getrennt hat.

Mit solcher Ernüchterung wollte sich Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse, Mitverfasser eines ungeduldigen Aufrufs „Ökumene jetzt“, jedoch nicht zufriedengeben. „Ich habe den Eindruck, dass die ökumenischen Differenzen momentan eher verwaltet als bearbeitet werden.“ Fünfzig Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil und fünfhundert Jahre nach der Reformation müsse man endlich über den gegenwärtigen Zustand hinaus. „Wir kommen nicht mehr weiter, wenn wir die Ökumene den Amtstheologen überlassen.“

Wie schmeckt Religion?

Wenn die Familie in der Glaubensentwicklung ausfällt, wenn bereits in der zweiten oder dritten Generation niemand mehr den Himmel öffnet - wer übernimmt diese Erziehung dann? Der Baseler Theologe Reinhold Bernhardt vermutet, dass es ohne Vorbilder, ohne Charisma wohl nicht geht. „Glaube kann nur leiblich, ja sakramental weitergegeben werden.“ Zuletzt bleibt die Hoffnung, dass aller Individualisierung und religiösen Verdunstung zum Trotz der Sinn und Geschmack fürs Unendliche in jedem Menschen angelegt seien. Den Kirchen muss nur eins klar werden - so Bernhardt: „Spirituelle Wanderer fragen nicht, ob der Baum, von

dem sie essen, das Etikett ‚christlich‘ trägt. Sie wollen einfach, dass ihnen die Frucht schmeckt.“

Der Zeit ent(gegen)laufen

Was braucht der Mensch? Manchmal weniger als mehr. So analysierte der Jenaer Soziologe Hartmut Rosa den Veitstanz ständiger Beschleunigung und Wachstumsvermehrung in modernen Gesellschaften. Wachstum, um nicht abzustürzen. Die Dynamik der Vermehrung fresse unsere Lebenszeit auf. Heute besitzt ein Haushalt etwa 10.000 Dinge, um das Jahr 1900 waren es 400. Ähnlich vervielfältigen sich die Kontakte auf allen Ebenen. Nur eins können wir nicht vermehren: unsere Zeit, unsere Lebenszeit. Im Grunde „laufen wir als Gesellschaft nicht mehr auf ein Ziel zu, sondern wir laufen vor dem Abgrund weg“. Das aber ist der Weg in die Angst, in die Depression.

Was der Mensch dagegen brauche, sei - so Rosa - Resonanz, die Welt als erregende Herausforderung, so dass man sich von ihr und in ihr getragen fühlt - nicht hineingeworfen. Das Bedürfnis der Kirchentagsbesucher weniger nach dem diskursiven Wort als nach atmender Spiritualität und sinnlicher Anschauung hängt damit zusammen. Der Mensch will Resonanzsphären, das Gefühl, dass es „draußen“ etwas Antwortendes gibt. Vielleicht ist der Weg zu einem neuen, innovativen christlichen Glauben dann gar nicht so weit, vermutet der Soziologe. Jedenfalls halte der Gottesglaube „ein großes Resonanzversprechen“ bereit: Der Gottesdienst mit seiner gemeinschaftlichen und himmelwärts gerichteten Dimension gebe der Hoffnung Gestalt, dass jemand da ist, der uns hört - und vielleicht doch irgendwie reagiert. Für Hartmut Rosa stellt ein Kirchentag eine Resonanzoase dar.

Der gefühlte Himmel ist offen. Er macht die Menschen weit, jedenfalls jene, die in aller Bedrängnis einer begrenzten irdischen Lebenszeit auf mehr hoffen als nur auf ein Nichts danach.

Damit sind wir noch meilenweit entfernt auch nur vom Ansatz einer Verwirklichung der Hoffnung Jesu: „Alle sollen eins sein....“; aber vielleicht bleibt diese Bitte auch utopisch; und es würde uns allen schon wirksam weiterhelfen, in einer „versöhnten Verschiedenheit“ den Weg zu gehen und den Auftrag auszuführen, den ein jeder und eine jede von uns seit unserer Taufe mitbekommen haben, die befreiende Botschaft Jesu an dem Platz, wo Gott uns hingestellt hat, überzeugend zu leben.